

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er kam. Er kam an einem Sturmtage und machte auf der Stelle seinen Antrittsbesuch im alten Hause. Gideon Graf Artern ließ sich bei den Durchlauchten Prinzessin Annemarie und Prinz Jost melden. Er war ein hübscher junger Mensch mit braungebranntem brünetten Gesicht und gern lachendem Mund. Er erzählte, er komme sieben aus Afrika von der Schutztruppe, er habe den Dienst quittiert. Das Klima bekomme ihm nicht, auch habe er beim Zusammenbruch der Frankfurter Kreditbank Knaller & Homann sein Vermögen verloren. „Es war nicht viel, Durchlaucht,“ erzählte er lachend, „aber es war mein Alles. Diese Bande hat es einfach verschluckt, es ist nichts übrig geblieben, als die Depotnummern; und davon kann man auch im dunkelsten Afrika nicht leben. Uebrigens eigne ich mich wenig zum Kulturträger. Nun will ich es einmal als Hofschef versuchen. Durchlaucht der Fürst kennen mich aus dem Kadettenkorps her, ich habe sein Anerbieten dankend akzeptiert. Ich habe nicht einmal überlegt; wenn man die Wahl hat zwischen einem Barlepper in New York und einem Hofschef bei den Gotterneggs, zieht man das Letztere immer vor. Freilich weiß ich noch nicht recht, wie ich mich zu benehmen habe. Durchlaucht der Fürst sagten mir, ich solle mich nur an den alten Salbei wenden, der wisse alles. Aber zunächst wollte ich mir hier gehorsamste Aufwartung erlauben; nun suche ich den alten Salbei auf.“

Man beehrte ihn, der Mann heiße Beyfuß.

„Wichtig,“ rief Graf Artern, „tausendmal Bardon, es war eine Pflanzenart, ich verwechselte nur den Namen.“ In seiner Frische hinterließ der neue Hofschef einen guten Eindruck im alten Hause.

Annemarie fand seine Erscheinung ritterlich. „Aber warum heißt er Gideon?“ sagte sie. „Darunter denke ich mir etwas Biblisches. In diesem Vornamen nehme ich Anstoß.“

„Ich nehme an mancherlei Anstoß,“ meinte Jost mit finsterner Miene. „Glaubt Volko, daß ich hier bleibe, wenn drüben das neue Leben beginnt, so irrt er sich. Die Nachbarschaft gefällt mir nicht. Welten, wir besuchen mitsammen die Universität; es drängt mich hinaus; ich möchte am liebsten davon dampfen, ehe Amerika Einzug hält, ich möchte mir am liebsten die Hochzeit schenken.“ Sein Widerwille gegen die nachbarliche Prachtentwicklung wuchs, je näher diese dem alten Hause rückte. Er scheute sich, den alten Park zu betreten; überall stieß man auf Häufen von Arbeiter, die ihn verwundert, wie einen Fremden betrachteten, der wohl nur versehenlich hierher geraten war. Einmal hatte er in der Schlafbibliothek zu tun, da war ihm Mister Kennox entgegengetreten, hatte ihn mit artoganter Miene gemustert und gefragt: „Geda, was suchst man hier?“

Nicht die Frage, aber der unverschämte Tonfall und das Bonobenherab in dem Bullenbeißergesicht des Kammerdieners hatten Jost geärgert, und so war denn seine Antwort gewesen: „Geda, nimm' Er die Milze vom Kopfe, wenn Er mich anzureden wagt!“ — Nun wußte Kennox natürlich, daß in dem hochgiebligen Hause am Parkende die „arme Verwandtschaft“ hauste, und als er den An schnauzer vernahm, dachte er sich wohl, daß so nur der Bruder seines durchlauchtigsten Gebieters reden könne, knickte in die Kniee und stammelte etwas sehr Ergebenes. Es war ein ziemlich gleichgültiger Vorfall, aber er hatte doch etwas Typisches für Jost. Es wehte eine fremde Luft über Gotternegg; eine internationale Gesellschaft nahm von der Heimat Besitz; Jost kam es vor, als bulde man ihn nur noch im alten Hause. Er wollte fort; er fühlte sich gesundet genug, nach dem Examen die Universität zu besuchen.

Beyfuß war glücklich über den neuen Hofschef. Das eine verstand Graf Artern jedenfalls: er fuhr mit einem gewaltigen Donnerwetter in das Schloßgetriebe hinein und wußte sich in Respekt zu setzen. Mister Kennox verlor ihm gegenüber seinen Hochmut, die Katafien flogen, wenn er sich nur zeigte, Madame Louise wurde demütig. Es war ein netter Mensch, dieser kleine von der Sonne Afrikas gebräunte Graf. Am ersten Abend saß er bis in die Mitternachtsstunde hinein bei Beyfuß in der Stube. Frau Beyfuß hatte ihm ein Butterbrot geben müssen, dazu trank er einen Krabbel-andierwand und lobte ihn. „Es ist ein Schnaps, dem man anmerkt, daß er mit Liebe erzeugt worden ist,“ sagte er; „er ist nicht fabrikmäßig hergestellt, er ist Flasche für Flasche destilliert worden, zarte Frauenhand hat die Kräuter getrocknet, und ich weite, um die Mischung zu stande zu bringen, ist auch ein geheimnisvoller Spruch vonnöten, gemurmelt bei Mondaufgang und unter dem Zeichen des Kreuzes. Es ist eigentlich eine wohlthätige Medizin. Lieber Herr Beyfuß, schenken Sie mir noch einmal ein und dann wollen wir verständlich miteinander reden. Es ist nötig, daß Sie mich der Länge und der Quere nach über das Terrain informieren, auf dem sich mein Geist entfalten soll. Sie sind ein Eingeseffener und waren hier schon von höflicher Art, als ich noch einer Anne bedurfte, Sie haben bereits dem verstorbenen Fürsten gedient, der ja auch einen Hofschef hatte, ich weiß, es war der lange Dieffenhosen, der das r nicht aussprechen konnte — also weihen Sie mich ein. Nehmen Sie an, ich sei ein wißbegieriger Schüler; die Funktionen kenne ich ja so ungefähr, aber nicht die Details, ich kenne das Wesen der Sache, doch nicht die Gliederung. Nun los!“

Da erzählte Beyfuß denn, wie früher alles gehandhabt worden sei, und auch Frau Beyfuß flocht ihre Bemerkungen ein, und Graf Artern machte sich seine Notizen. Er spürte, mit diesem alten Beyfuß mußte man sich stellen, er war eine Perle, er wußte in allen Dingen Bescheid, er verstand auch zu rechnen. Das aber, erklärte der Graf, sei seine schwache Seite, das sei auch seine Angst: er sollte die Hofschatulle führen und konnte nicht rechnen. „Oh,“ sagte Beyfuß, „das haben wir hier gelernt. Wir haben einen noch immer glän-

henden Hofhalt geführt und hatten nur wenig mehr als hunderttausend Mark im Anno zur Verfügung, und freilich, nachher wurde es immer weniger, und die letzten Hunderttausend brachten den seligen Herrn in die Grube. Herr Graf, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf: natürlich kostet alles Geld, aber gerade in so einem Hofhalt können große Summen verläppert werden, wenn man nicht zu rechnen versteht. Es bleibt vieles Neben, da und dort, man muß sich um die Einzelheiten kümmern, selbst um die Nachlichter und um die Seife in den Fremdenzimmern, aus kleinen Summen werden große, und ein Defizit ist bald gemacht, ob man nun hunderttausend Mark zur Verfügung hat oder das Vierfache. Herr Graf, unter dem Herrn von Tiesenhofen, namentlich später, als er asthmatischer wurde, da habe ich so ziemlich das Ganze geleitet, besonders das Schriftliche, das Rechnungswesen und den Etat; ich stelle mich auch dem Herrn Grafen gern zur Verfügung, denn mir ist das Leben, und je mehr Arbeit ich habe, desto glücklicher bin ich . . .“

„Topp,“ sagte der Graf, „ich bin für möglichst wenig Arbeit, ich ziehe die Faulheit vor, Bessfuß, und gegen alles, was Rechnung heißt, habe ich einen ererbten Widerwillen. Es ist die sogenannte Belastung, der nach neuester Wissenschaft keiner entgeht. Also bin ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir das innere Departement erleichtern helfen; um so lebhafter werde ich mich um das Äußere kümmern, um den Pferdebestall, um den gedeckten Tisch, um freundliche Repräsentation und um den Weinkeller. Wie sieht's mit der Jagd hier? Zu stark geschont, was? — In den Fischen, heißt's, das sah ich beim Durchfahren, hat das Viehzug höllisch gewirtschaftet, da ist viel ruiniert worden . . .“

Nun kam der Graf auf Jagdgeschichten. Unten in Afrika hatte er das Unglaublickste geschossen; „er schneidet furchtbar auf,“ sagte sich Bessfuß, „aber in netter Weise, er läßt amüßant, er ist der geborene Hofbes.“ Daß Artern schneidig ans Werk ging, sah man in den nächsten Tagen. Er revidierte Schloß, Nebengebäude, Park, Ställe von oben bis unten; wie ein Feldwebel seinem Kompagniechef, so folgte ihm Bessfuß mit einem großen Notizbuch und geispitem Bleistift. Er schaute überall hinein, schnauzte Herrn Lennox an, sah eine der Josen unter das Kinn, strich über die Sehnen der neuen Reitperde und sprach sich mit Mister Knautsch über die Paddocks aus. Er ließ sich den Weinkeller öffnen und das Silber vorlegen, musterte die Vorlagen für die neuen Livreen, verhandelte mit dem Architekten, ging mit Frau Bessfuß durch die Wäschekammern und die Porzellanstuben, verteilte die Räume für die Dienerschaft und schnauzte Herrn Lennox abermals an, weil er noch ein besonderes Anleidekabinett beanspruchte. Er kroch durch die Vorratskeller, besprach mit einem Techniker die Anlage einer elektrischen Beleuchtung, empfing den Rentmeister und die Inspektoren, probierte ein paar Pferde, begann einen Jaderzug einzufahren und schnauzte Herrn Lennox zum dritten Male an, weil dieser sich nicht bückte, als ihm ein Handschuh zur Erde gefallen war . . .

„Auguste,“ sagte Bessfuß nach einigen Tagen zu seiner Frau, „ich achte den jungen Grafen Artern. Es vereint sich in ihm Noblesse der Geburt mit vieler Natürlichkeit und einem guten Herzen. Er fragt, was die Arbeiter zu essen bekommen, er hat dem lahmen Christian eine Mark geschenkt, er fährt diesem Lennox in die Parade, daß es nur so eine Art ist. Wir haben in dem jungen Grafen Artern, scheint mir, eine vortreffliche Akquisition gemacht . . .“

Auch im alten Hause machte sich Artern rasch beliebt. Er freundete sich mit Besten an und sagte der Madame Artigkeiten. Auf Wunsch Josts wurde er dann und wann zu Mittag eingeladen; er brachte Annemarie Feldblumen mit und einmal einen jungen Star. Er war auch immer lustig, erzählte gern Räubergeschichten aus Afrika, und sein hübsches Auge lachte, wenn er die Prinzessin graulich machen konnte. Als er aber einmal Gräßliches von einer Sklavenjagd bei den — alle afrikanischen Namen sprach er sehr undeutlich aus — berichtet hatte und Annemarie darob Tränen in die Augen schossen, erschrak er sehr. „Um Gottes willen, Durchlaucht,“ rief er bittend, „bedenken Sie immer: wenn ich von Afrika erzähle, ist höchstens die Hälfte wahr und selbst an dieser sind noch Zweifel erlaubt. Ich bitte untertänigst, mich in Bezug auf meine afrikanischen Forschungen wie einen aufgeschlagenen Roman betrachten zu wollen, bei dessen Vektüre man auch nicht die große Frage des Landpflügers Pilatus stellt; aber sonst bin ich in allem und jedem ein höchst wahrheitsliebender Mensch . . .“

Im Dorfe kannte ihn bald alle Welt. Nur Grete konnte ihn nicht leiden. Bei ihrer ersten Begegnung mit ihm hatte sie sich tödlich erschreckt. Er setzte mit seinem Pferde über einen Ackerwagen, der auf der Straße stand; Grete kam daher und schrie laut auf. Da rief der Graf: „Dumme Göhre, hab' dich man nicht!“ — Das vergaß Grete nicht. „Wie kann er mich du nennen?“ sagte sie zu Annemarie; „wie kann er sich unterstehen, mich dumme Göhre zu benamen? Was fällt diesem Menschen ein? Annemarie, ich warne dich. Er macht immer so zärtliche Augen, wo er nur etwas Weibliches sieht. Er hat Katzenlächel wie ein junger Tiger und Wolfszähne. Er ist ein Vampyr. Weißt du, was ein Vampyr ist? Sie tauchen in allerlei Gestalt auf; ich habe ein Buch, es spielt im vorigen Jahrhundert, eine Vampyrgeschichte, Spindler heißt der Verfasser, es ist graulich, es soll aber so etwas immer noch vorkommen. Und denke, er war lange in Afrika. Vater sagt, da kriegt man den Tropenkoller. Manchmal merkt man's nicht, aber dann bricht er auf einmal wieder aus. Die Leute, die den Koller haben, heißen ohne weiteres zu. Ich sage dir bloß, sei vorsichtig . . .“

„Du bist verrückt,“ antwortete Annemarie, „er wird mich nicht beißen. Aber zärtliche Augen hat er. Er ist der erste Mann, der mir gefällt . . .“

„Pui,“ erwiderte Grete und ging fort. Sie war den ganzen Tag über sinnig und in sich gelehrt. Heimlich wurmte es sie, daß dieser Graf ihrer herzlichen Freundin gefiel. Und obgleich es kam, daß auch sie ihn im Laufe der Zeit netter fand, je mehr sie ihn kennen lernte, so blieb sie ihm gegenüber doch immer krieglustig, auf dem Standpunkt der Verteidigung, der aber auch gelegentliche Angriffe nicht ausschloß. Artern hatte natürlich, als er in das Verhältnis der Burgmühle zum Schloß Einsicht bekommen, der dummen Göhre wegen respektvoll um Verzeihung gebeten und auch das Du in die verfeinerte Anredeform umgewandelt; doch war es ersichtlich, daß er das Müllermädelchen nicht so recht für gesellschaftlich voll nahm — und wiederum empörte dies Grete sehr. Es ergrimmte sie um so mehr, als man dem Grafen Hochmut und Standesvorurteile keineswegs nachsagen konnte; er spielte sich durchaus nicht auf den Exzessiven auf, plauderte mit dem Burgmüller über Politik, stand sich mit den Bauern auf gutem Fuße und vetterte sich gemächlich mit Fürbringer an. Ja, der spartanische Kantor hatte ihn so in sein Herz geschlossen, daß er ihm zu Ehren ein neues Schlachtendrama in Szene setzte: den Krieg Gideons, Sohn des Joas vom Stamme Manasse wider die Midianiter. Voran ging die Ausrottung des Baalsdienstes im Lande Israel durch Gideon; das Bild des großen Götzen war ein Asof, der sonst zum Holzzer-spalten diente und der auf einen, für die Wäschleinen im Hofe stehenden Pfahl gesetzt wurde; unter furchtbarem Geschrei wurde der Göze von seinem Sockel gestürzt und dann ging es auch gleich gegen die Midianiter zu Felde, die am Nachwächterhäuschen eine Schanze errichtet hatten. Der kleine Isaaksohn, der beim Burgmüller zu tun hatte, geriet versehentlich mitten in die Kämpfenden hinein.

„Hier, Israel!“ schrie Fürbringer, „Isaaksohn, hier sind Ihre Leute, hier Jerubbaal, hier Gideon!“ Aber da hatten die Midianiter schon den Händler umringt und wollten ihn gefangen nehmen.

„Auf, Israel!“ schrie Fürbringer, „befreit Abimelech, zerstreut den Feind! Hoch Gideon!“ . . . Es war ein gewaltiger Kampf.

„Beschutze,“ sagte Isaaksohn. —

Die Welt wurde wieder grün. Es begann ein siegreiches Sprossen und Keimen, der Lenz zog seinen holden Schleier über die Natur. Am Waldrande leuchteten die lichten Triebe der Tannen, und die Birken wiegten ihr junges Laub. An der Schleiße blühten die ersten Weiden auf, stärker rauschten die Wasser, und Grete empfand ein dringendes Bedürfnis, zu dichten. Eine Zeile hatte sie schon zu Papier gebracht: „Wie bist du so schön, o du junger Lenz,“ aber sie fand keinen Reim darauf. Da ließ sie es und wandte sich wieder mehr geistlichen Dingen zu, denn die Konfirmation stand vor der Tür. Grete ging um diese Zeit viel allein spazieren und wurde weltabgewandter, sie seufzte häufig, zerpupfte Sternblümchen und betete herzhafter als sonst in ihrer Kammer, und wenn sie Artern traf und dieser sie fragte: „Warum so träumerisch, Donna Marguerita?“ dann sah sie ihn wehleidig an, und der Graf brummte: „Verfluchte kleine Romdiantin . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Gründonnerstags-Erinnerungen.

Der Gründonnerstag, der Aufakt der Osterfeier, ist im Jahre 692 vom Papst Leo II., zur Erinnerung an die Einsetzung des Abendmahles, als dies coenae Domini, in den christlichen Festkalender eingeführt worden und an das Abendmahl gemahnt auch die weisevolle Zeremonie, die noch heute im Mittelpunkt des katholischen Gründonnerstags-Gottesdienstes steht: die Fußwaschung. Es ist ein Brauch aus dem Morgenlande, der sich damit in das christliche Osterfest hinübergerettet hat; denn im Oriente war es uralte Sitte, einkehrenden Gästen vor Beginn der Mahlzeit durch Sklaven die Füße waschen zu lassen. Die Fußwaschung, die nach der schönen Erzählung des Evangelisten Johannes Christus an seinen Jüngern vornahm, hatte bekanntlich eine symbolische Bedeutung; „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Teil an mir“; so antwortet ja der Herr der Weigerung des Petrus, sich von ihm den Fuß waschen zu lassen. Es ist wohl auf diese symbolische Bedeutung des Vorganges zurückzuführen, daß die griechische Kirche die Fußwaschung sogar zum Sakrament gestempelt hat. Als sinnbildlicher Brauch hatte sich die Fußwaschung auch bei den Fräulein gehalten, die sich nicht allein zum Zeichen ihrer Demut gegenseitig die Füße wuschen, sondern diese Zeremonie auch an Fremden, vor allem aber an den Neugetauften, zu vollziehen pflegten. Nicht leicht aber hat der Brauch Eingang in die katholische Kirche gefunden. Nachweislich ist die Sitte der Fußwaschung jahrhundertlang ganz außer Pflanz gekommen, bis sie Ende des 12. Jahrhunderts wieder erneuert wurde. Seit damals pflegt der Papst regelmäßig nach der Messe am Gründonnerstags die Fußwaschung vorzunehmen, und zwar an dreizehn Armen, an deren Stelle in neuerer Zeit dreizehn weißgekleidete Priester getreten sind. Wenn aus der ursprünglichen Zahl zwölf im Laufe der Zeit dreizehn geworden sind, so hat dies vielleicht seinen Grund in der frommen Legende, die erzählt, daß zur Zeit Gregors I. der täglich zwölf Arme weiße, sich diesen Füßchen eines Tages ein Engel als Dreizehnter beigesellte. Die Fußwaschung, die früher in der Clementinischen Kapelle der Peterskirche vollzogen wurde, findet seit 1870 in den inneren Gemächern des Vatikan statt und entzieht sich so dem öffentlichen Anblick. Wer aber je im Chore einer altgeweihten Kathedrale am Gründonnerstag den Bischof bei der Zeremonie der Fußwaschung sah, während seine Orgellänge durch die hohen Dallen dahinschweben: der wird dies weisevoll-schöne Bild nie vergessen.

Wie in allen Osterüberlieferungen, so spielt auch in den Erinnerungen des Gründonnerstags der Verräter Judas eine bedeutende, wenn auch nicht gerade schöne Rolle. Viele Jahrhunderte lang hat die Kunst bei der Schilderung der Einsetzung des Abendmahls den Verräter schon dadurch an den Branger gestellt, daß sie ihn von der Gesellschaft der anderen Jünger absonderte. Auch heute noch muß der Erzähler in mancherlei Gründonnerstagszeremonien seinen schwarzen Verrat körperlich büssen. So z. B. bei den Gründonnerstagsprozessionen, die in Südspanien stattfinden und bei denen Wagen mit lebendigen Bildern durch die Straßen geführt werden. Das eine davon stellt dann regelmäßig das letzte Abendmahl dar und dabei muß ein ganz besonders häßlicher Keel den Judas Schariot spielen. Gut hat der arme Teufel nicht; denn während des Umzuges erzählt er zahlreiche Beweise der allgemeinen Verachtung, und nach seinem Abschluß tut er gut, sich in aller Stille zu drücken, da er bei der frommen Erregung dieser temperamentvollen Bevölkerung sonst seines Lebens und seiner Wohlfahrt nicht ganz sicher ist. Auch in Polen pflegt sich der Haß der Bevölkerung gegen den Verräter des Herrn in einem erinnerungsreichen Brauche Luft zu machen. Das ist das „Judasgericht“. Es nimmt seinen Anfang, sobald das Glodengeld nach bekanntem Brauche auf drei Tage abgestellt ist. Beim Ortsvorsteher findet die Bevölkerung eine ausgeputzte Figur, die den Judas darstellt und über die alsbald alle mit Peitschen und Stöcken herfallen. Schon in mitgenommenem Zustande wird sie dann auf eine Fahne gesteckt und zum Friedhofe getragen, wobei ein Burche dem Zuge voran eine Rabe trägt. Wahrscheinlich soll die Rabe die Falschheit des Erzählens versymbolisieren. Wer dem Zuge begegnet, ruft der Puppe Schimpfworte nach und bewirft sie mit Schmutz und mit Schnee. Endlich wird der Kirchturm erklettert und die Puppe sowohl wie die Rabe werden von seinem höchsten Stodwerke zur Erde geworfen. Dieergestalt erleidet Judas jedes Jahr im Polenlande von neuem die verdiente Strafe.

Modejammer und politische Reife.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem 1. Aprilheft des „Deutschen Willens“ (Kunstwart): Deutsche Mode? Nein, davon reden nur noch unverbesserte Ideologen. Es gibt nur eine Mode: die internationale. Es fragt sich nur, wo sie entsteht. Ihr Brunnennell war bisher Paris. Wir wünschen, daß er in Zukunft in Deutschland oder wenigstens in Mitteleuropa sprudeln möge. Berlin, Wien, Frankfurt bearbeiten daher eifrig ihre Böden mit der Wunschkrute.

Wir stellen an diese internationale Mode deutscher Fabrikation keine Anforderungen der Vernunft der Hygiene, des reinen Geschmacks. Das Scheusal Mode wird geistigeren Ansprüchen allezeit unzugänglich bleiben. Es kann wohl edle und vernünftige Kleidung, nie aber edle und vernünftige Mode geben. Jene wird

stets Sache selbständiger und vorurteilsfreier Frauen bleiben, die Mode aber wird stets das Dornenglied der Hunderttausende bilden.

Hiermit glauben wir den Modemachern alles zugestanden zu haben, was sie nur wünschen können. Wir fordern weder Hygiene noch Sittlichkeit noch Geschmack von ihnen. Und doch finden wir die Mode, die sie jetzt eben gemacht haben, skandalös.

Nicht weil sie häßlich ist — man gewöhnt sich bekanntlich an alles. Nicht weil sie mit hohen Nacken und hohen Halsragen unhygienisch ist — es ist selbstverständlich, daß man sich den Hals, nachdem man ihn eine Weile bloßgetragen, wieder einpackt. Wir wollen niemanden mit unserer persönlichen Vernunft und unsern besonderen Geschmack behelligen. Aber die neue Mode ist volkswirtschaftlich unverantwortlich.

Wir leben nämlich, meine Damen, wie Ihnen eigentlich bekannt sein sollte, in einem Abschnitt der Weltgeschichte, dessen Hauptzeichen nicht nur der Krieg, sondern der Wirtschaftskrieg ist. Wir müssen sogar mit der Möglichkeit rechnen, daß der Krieg garricht auf dem üblichen militärischen, sondern auf wirtschaftlichem Weg entschieden wird. Engländer und Deutsche müssen nicht nur um die Weiße Granaten fabrizieren und Schiffe bauen, sie müssen auch um die Weiße sparen. Geld sparen und Material sparen. Der Staat, der Kaiser, jeder Bürger, jeder Arbeiter muß sparen. Auch jede Frau. Womit, die hochselige Verkäuferin aus dem Warenhaus, Faunus, das „süße Rädel“, dem sie verkauft, und sogar Frau Kommerzienrat, ihre Mutter, nicht ausgeschlossen. Also verlangt das volkswirtschaftliche Gewissen, daß man eine Mode einbürgere, die erstens möglichst an Stoff spart, vor allem an knapp werdenden Stoffen, und die zweitens den ärmeren Volksschichten, die sich trotz ihrer Dürftigkeit doch der „Mode“ nicht entziehen können, nicht unnötig Geld aus den Taschen lodd. Beizugens wäre das als Ziel anzustreben.

In Wirklichkeit hat man das Entgegengesetzte angestrebt. Man hat uns eine ausgesprochen verächtliche Mode beigest. Jedes weibliche Wesen soll zu einem wandelnden Zeigballen gemacht werden. Nur die Füße läßt man frei. Warum? Damit die Frauen gezwungen sind, elegante Stiefel zu zeigen. In der Zeit der Vollerzeugung stopft man in jedes Kleid Stoff für drei, in der Zeit der Lederteuerung sucht man die Frauen zu zwingen, hohe Lederstiefel zu tragen. Man muß denen, die für die Mode verantwortlich sind, den schweren Vorwurf machen, daß sie sich keinen Deut um die Gesamtlage und das Gesamtwohl gekümmert, sondern daß sie nur an ihre Geschäfte gedacht haben. Aus der Frage vieler Mode bleckt uns der freche, kalte Mammonismus an, dem alles gleichgültig ist, außer der Unterneher-Klasse. Darum ist diese Mode nicht bloß häßlich wie die meisten früheren Moden auch waren, sondern im innersten gemein und niederträchtig.

Kein Wunder, daß hier und da ein Generalkommando, zunächst väterlich warnend, gegen die neue Mode auftritt. Jeder wird es in der Ordnung finden, wenn baldmöglichst durch militärischen Nachdruck der Stoff- und Lederverwendung ein plötzliches Ende bereitet wird. Es scheint, anders tun wirs nicht. Es scheint, das volkswirtschaftliche Verantwortungsgefühl der Frauenwelt selbst setzt sich nicht durch. Unsere „Frauenbewegung“ will unsere Frauen zu verantwortungsbewußten Gliedern der Staats- und Volksgemeinschaft erziehen. Von Aufklärung und Protest von dieser Seite haben wir aber bis jetzt noch nichts gehört. Und doch hätte schon die politische Klugheit die Frauen, die das Stimmrecht erstreben, zu energischer erzieherischer Arbeit unter ihren Geschlechts-genossen auch in Modesachen bringen sollen. Denn wenn es zur Entscheidung über ihre politischen Forderungen kommt, wird man sie ja vor allem fragen: was habt ihr getan, daß eure Reife als Mitverantwortliche im Volksganzen beweist?

Vermischtes.

* Wie Bismarck für ein Stück Butter und Käse verkauft wurde. Auch im Jahre 1870 litten die Belagerten von Paris an Buttermangel, und derjenige, der damals Bismarck für Butter und Käse verkaufte, wenn auch nicht in persona, so doch die Gelegenheit, den großen Mann zu sehen, war der bekannte Geheime Regierungsrat Dr. Steber, der Leiter der deutschen Feldpolizei in Versailles. Er erzählte das drohlige Vorkommnis in einem Briefe an seine Gattin: „Eine feine Dame wollte mit Gewalt den Comte Bismarck sehen, ich spielte wieder den Schläuen und sagte: „Sie sollen Bismarck sehen, Sie sollen sogar dicht bei ihm stehen, aber schaffen Sie mir ein Stück frische Butter und Käse.“ Richtig, sie ging mit uns (d. h. mit Steber und seinem Stabe in ein unscheinbares, verchloßenes Haus, und wir erhielten auf einem kleinen Hofe vier Etäble und einen Tisch, Butter, Käse und Wein. Brote hatten wir mit. Nach Wochen war dies die erste frische Butter und Käse. Wir haben herrlich geträufelt und unseren Bismarck leben lassen. Ein Stück Butter und Käse war er schon wert. Ich habe mein Wort redlich gehalten, die Dame hat sich den Bismarck ganz genau angesehen. Uebrigens kann ich versichern, die Dame war nicht mehr jung. Wäre sie selbst jung gewesen, ich hätte frische Butter und Käse jeder anderen Münze vorgezogen.“

* Der automobileindliche Kanton. Vielleicht bringt dieser Sommer einen Entschluß in Kanton Graubünden zustande, der sich mit dem modernen Geiste eher vereinigen läßt als der frühere Zustand. Denn bis heute darf kein Automobil den

geheiligt Boden des Kantons Graubünden befahren, und die gestrengen Bürger des Kantons haben sich nie bestimmen lassen, von diesem Entschlus abzurufen. Mit der Zeit zeigt es sich doch, daß verschiedene Beschwerden für den Verkehr der Fremden, die doch jahraus, jahrein den Reichtum in das Land bringen, damit im Zusammenhange stehen. Schließlich kam es auch, daß während der Mobilmachung in Gottes Namen eine Ausnahme gemacht wurde, indem in verschiedenen Gegenden des Kantons die Peeresleitung nicht ohne Automobile auskommen konnte. Nun haben in Chur, Davos und St. Moritz Volksversammlungen mit anschließenden umfangreichen Diskussionsabenden stattgefunden, die die Aufhebung dieses Verbotes und die Erlaubnis eines eingeschränkten Automobilverkehrs zum Ziele hatten. Unter der Einschränkung wird man wahrscheinlich das verstehen, daß man die Erlaubnis nur auf bestimmte Tagesstunden ausdehnt, ein Gebrauch, der in verschiedenen Gegenden Europas in Anwendung gebracht wird. Auch in der Schweiz sind viele Straßen nur zu bestimmten Tagesstunden mit Autos befahrbar. So ist beispielsweise die ausgezeichnete Automobilstraße, die von Lugern nach Brienz über den Brünig führt, die sogenannte Brünigstraße, von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens geschlossen.

Gehörgangschüler für die Artillerie. Da es im Felde nie zu vermeiden ist, daß den einzelnen Soldaten bei Explosionen feindlicher Geschosse, Minen usw. die starken Lufterschütterungen unvorherbereitet treffen, der gewöhnliche gelbte Schutz mit Wattestopfen aber ganz bedeutungslos ist, so könnte eine wirksame Schutzvorrichtung, die beliebig lange getragen werden kann, ohne die Hörkraft bedeutend zu vermindern, sehr legerreich wirken. Die Zahl der Verletzungen des Gehörganges durch solche plötzlichen Steigerungen des Luftdrucks ist nicht unbedeutend und kam bei selbst günstigem Ausgang funktionelle Störungen zurücklassen. Die unmittelbare Folge selbst besteht meist in Mittelohr-erkrankungen und in Labyrintherschütterungen, die mit und ohne Trommelfellgeräuschungen auftreten. Eine scheinbar sehr einfache und wirkungsvolle Schutzvorrichtung gegen solche Verletzungs-möglichkeiten hat Geh. San.-Rat Dr. A. Eysell nach seiner eigenen Konstruktion in der Münchener Medizinischen Wochenschrift beschrieben. Der Schützer besteht aus zwei kugelförmigen, verschieden großen Hohlkörperchen, die aneinandergeschraubt in ihrer Längsrichtung durchbohrt sind. In dem dosenförmigen Hohlraum schwingt eine Metallventilklappe, die bei normalem Druck die Schallwellen ungehindert durchläßt, mit zunehmender Stärke des äußeren Ueberdrucks, aber in der kleineren „Olive“ die Klappe entsprechend stärker an die Öffnung, drückt und diese dicht abschließt. Damit ist eine Schädigung der Gehörteile, nach dem Empfänger mitgeteilten Berichten aus dem Felde, so gut wie unmöglich gemacht. Durch die abgerundete Gestalt der beiden Stücke und ihr Größenverhältnis — die Gesamtlänge beträgt ungefähr 2 cm — ist ein sicheres und unmerkliches Tragen gesichert.

Ein altägyptischer Heeresbericht. Unter den Soldatenbriefen des Altertums darf ein Brief besonderes Interesse beanspruchen, den man seinem ganzen Charakter nach als den ersten offiziellen Schlachtbericht bezeichnen könnte. Dieser Brief stammt aus dem Kriege des Ptolemäus III. Euergetes von Ägypten gegen Antiochus III. (um 250 v. Chr.). Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der nicht unterzeichnete Brief von König Ptolemäus selbst verfaßt worden und an die Ägypter gerichtet, deren er darin den glücklichen Verlauf der Kämpfe gegen Syrien meldet. Mit großer Klarheit werden alle Bewegungen der Flotte darin kundgetan, mit Berücksichtigung des Volksgeistes werden besonders ausführlich die Festlichkeiten geschildert, mit denen die Bewohner von Antiochien und Selucia die Ägypter empfangen. Die Schilderung der Landung in Selucia lautet folgendermaßen: „Vor Tagesanbruch fuhren wir auf so vielen Schiffen, wie nur möglich, im Hafen von Selucia ein und vernichteten die Festung, Posidone genannt, und gegen acht Uhr morgens legten wir uns vor Anker. In der Morgendämmerung des nächsten Tages segelten wir weiter und landeten bei Selucia selbst. Die Priester, die Bedienten, die Bürger, die Offiziere und Soldaten kamen uns bis zum Hafen entgegen und unterließen nichts, was zur Bezeugung ihrer Sympathie und Freundschaft für uns beitragen konnte.“

Der versteuerte Schlaf in der englischen Eisenbahn. Die Anzahl neuer Steuern, die in England durch den außerordentlich hohen Kriegsverbrauch notwendig werden, bildet gegenwärtig neben den Zepelmangriffen das Hauptgesprächsthema in der Öffentlichkeit Großbritanniens. Und tatsächlich sind auch die neu vorgesehene Steuern zahlreich und mannigfaltig genug, um in die Lebensgewohnheiten der englischen Bürger aller Klassen und Vermögensverhältnisse einzudringen, und so dem Inselvolk, das sich bisher in seiner traditionellen Lebensführung unverkennlich glaubte, den Krieg in sehr greifbarer Weise vor Augen zu führen. Auch der Eisenbahnbetrieb erfährt insofern eine Verteuerung, als alle Bequemlichkeiten, die nicht gerade zu den Selbstverständlichkeiten einer Eisenbahnfahrt gehören, als „Luxus“ mit einer besonderen Kriegsteuer belegt werden. So werden die Fahrkarten für die unter dem Namen Pullman-Wagen bekannten Salonwagen auf den Bahnstrecken in England mit einer besonderen Steuer belegt, und auch die Schlafwagen entgingen nicht der überall nach neuen Geldquellen lachenden englischen Regierung. So ist selbst

der Schlaf in der Eisenbahn in Großbritannien zu einer Erscheinung geworden, die den Besonderheiten des Krieges unterliegt, und was sich in diesen auch für England nicht gerade lieblichen Zeiten ein Schlafwagenabteil gönnen will, muß der Regierung dafür seinen besonderen Obolus für Kriegszwecke entrichten.

Büchertisch.

— Von Prof. D. Hermann Gunkel ist soeben im Verlag von Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen ein Schriftchen erschienen, das wir auch in diesen teuren Kriegsläufen mit gutem Gewissen zur Anschaffung empfehlen können (1,50 Mk.). Es trägt den zeitgemäßen Titel: „Israelitisches Helbenium und Kriegstrümmigkeit im Alten Testament“. Die zwei Aufsätze zu lesen und geistig in sich aufzunehmen, ist in jeder Weise ein Genuß. Der gebildete Laie wird reiche Belehrung und tiefe Anregung aus ihnen schöpfen. Prof. Gunkels Bemühung, in Herders Geist die Schönheit und den religiösen Gehalt des Alten Testaments unserem Geschlecht wieder nahe zu bringen, dürfte auch in diesem seinem neuesten Schriftchen von Erfolg gekrönt sein. Gerade in unseren schweren und doch großen Tagen dürfte uns Prof. Gunkel wieder einmal gezeigt haben, daß auch die Menschen vor Jahrtausenden nicht anders fühlten und dachten als wir heute. Sie liebten und haßten, sie kämpften und sehten sich nach Frieden, sie hingen am Leben und wußten doch zu sterben für das, was mehr ist als diese vergängliche Welt, für ihre Ideale, für ihr Volk, ihre Religion, ihren Gott, der für sie im heiligen Kampfe stirbt und sie nicht im Stich ließ.

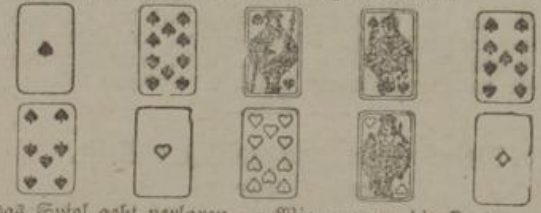
— **Neuererscheinungen der Universal-Bibliothek.** Nr. 5831—5834. Die Männer im Feuerofen. Roman aus der Kriegszeit von Kurt Fran. [424 S.] In Leinen M. 1,20. — Nr. 5835. Karl Stieler, Gedichte. Mit einer Einleitung, Erläuterungen und Wörterverzeichnissen herausgegeben von Fritz Gundlach. 2. Band: Weils mit freut! Gedichte in oberbairischer Mundart. [76 S.] — Nr. 5836. Kriegskalender 1916. Teil III vom 27. August, der Bestimmung von West-Litowsk, bis zu Ende des Jahres 1915. Eine übersichtliche Zusammenstellung der gleichzeitigen Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Bearbeitet von Generalleutnant z. D. Meyler. [80 S.] — Nr. 5837. Brunhild. Eine Tragödie aus der Nibelungenjage. Von Emanuel Geibel. [87 S.] — Nr. 5838. Künstlerespelen und andere Novellen. Von Karl Graf Scapinelli. [92 S.] — Nr. 5839. Berühmte Kriminalfälle. Nach dem Neuen Biavaal und anderen Quellen. Herausgegeben von Dr. Max Mendheim. 11. Bändchen. Verbrechen russischer Revolutionäre und Polizeispittel: Die Verabung des Rentengebäudes in Cherson (1870). — Die Ermordung des Inspektors der Petersburger Geheimpolizei Studeskin (1883). Aus dem Russischen übertragen von S. Bonnet. [87 S.] — Nr. 5840. Kriegsnovellen. 6. Band. Mit Beiträgen von H. v. Demitien, E. Dauthendey, K. Kappus, O. Kilian, A. Kleinedt, Nannj Lambrecht, M. Prossauer, G. Unger, J. Weisbach. [96 S.]

— **Handbuch der Kunstwissenschaft.** Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Fritz Burger, München. Mit circa 5000 Abbildungen. In Lieferungen im Abonnement à M. 1,50, außer Abonnement 2 M. (Altdemische Verlagsgesellschaft, Neubabelsberg.) Lieferung 23. Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst. Heft 2. Auch die vorliegende Lieferung, in welcher Professor Dr. Wulff seine Darstellung der altchristlichen und byzantinischen Kunst fortsetzt, schließt sich, geschmückt mit 35 Abbildungen, würdig den früheren Heften an.

— **Die Weltliteratur** Nr. 16 bringt jeden Samstag einen der besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker für 10 Pfennig die Nummer. Die vorliegende Nummer enthält: Friedrich Hebbel: Der Rubin, Meine Kindheit, Der Schneidermeister Nepomul Schlägel auf der Freudenjagd.

Stat-Aufgabe.

Vorhand spielt Pique-Solo auf folgende Karte:



Das Spiel geht verloren. — Wie waren die Karten verteilt und wie mußte gespielt werden? (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Kryptogramms in voriger Nummer:
Grille — Riga — Igel — Lisse — Larra — Papagei — Aegir
— Ragas — Ziege — Erle — Rigi;
Grillparzer.